

Inklusion scheitert an Inklusion

Warum ein System, das Anpassung belohnt, Teilhabe verfehlt

Inklusion klingt gut. Kaum ein Begriff ist politisch so eindeutig besetzt. Und doch scheitert Inklusion im Alltag genau an dem, was sie vorgibt zu sein.

Nicht am fehlenden guten Willen einzelner Lehrkräfte. Nicht am mangelnden Engagement von Fachpersonen. Sondern an einem System, das Unterstützung nur dann erkennt, wenn Probleme laut, sichtbar und störend werden.

Ich schreibe diesen Text aus mehreren Perspektiven zugleich: als Mutter eines neurodivergenten Kindes, als selbst betroffene AuDHSlerin und als Fachkraft. Ich kenne die Theorie. Ich kenne die Praxis. Und ich kenne die Brüche dazwischen.

Neurodivergenz ist kein Defizit. Sie wird dort zur Behinderung, wo Systeme keine Abweichung zulassen.

Neurodivergente Menschen sind nicht behindert, sie werden behindert. Nicht durch ihre Art zu denken, zu fühlen oder zu lernen, sondern durch starre Zeitlogiken, Reizüberflutung, fehlende Flexibilität und ein Verständnis von „Normalität“, das kaum Spielraum lässt.

Neurodivergente Menschen sind leistungsfähig. Aber sie arbeiten oft in einem anderen Tempo. In einem System, in dem Zeit Geld ist, gilt dieses andere Tempo als Problem. Nicht, weil es ineffektiv wäre, sondern weil es nicht ins Raster passt.

Anpassung ist kein Erfolg.

Unser Hilfesystem ist darauf ausgelegt, äußere Auffälligkeiten zu regulieren.

Lautes Verhalten, Eskalation, Unterrichtsstörung. Dafür gibt es klare Abläufe, Zuständigkeiten und Maßnahmen. Wer schreit, wird gesehen. Wer leise leidet, verschwindet.

Viele Kinder fallen nicht auf, weil sie gelernt haben, sich anzupassen. Sie stören nicht. Sie sprengen keine Stunden. Sie explodieren nicht im Klassenzimmer. Sie maskieren.

Masking bedeutet: funktionieren, obwohl es innerlich zu viel ist. Aushalten, obwohl die Reize brennen. Mitmachen, obwohl die Energie längst verbraucht ist. Masking wird dabei häufig als Kompetenz gelesen. Dabei ist es oft nichts anderes als Überleben.

Wenn wir Anpassung loben, verwechseln wir Funktionieren mit Gesundheit.

In Gesprächen über Inklusion fällt dann oft der Satz: „Er macht das doch gut.“ Was dabei selten gefragt wird, ist: Zu welchem Preis?

Unterstützung ist keine Extrawurst.

Zusätzliche Unterstützung wird im System Schule häufig als Sonderbehandlung verstanden. Als Ausnahme. Dabei ist sie genau das Gegenteil.

Eine Rampe ist kein Bonus. Sie ist die Voraussetzung dafür, dass ein Gebäude überhaupt zugänglich ist.

Übertragen auf Schule bedeutet das: Rückzugsmöglichkeiten, begleitete Pausen, Unterstützung bei Regulation oder eine Schulbegleitung sind keine Privilegien. Sie stellen erst gleiche Ausgangsbedingungen her.

Gleichbehandlung ohne gleiche Voraussetzungen ist keine Gerechtigkeit. Sie ist struktureller Ausschluss.

Wenn nichts zu sehen ist, zählt auch nichts.

Viele Unterstützungsleistungen hängen an Diagnosen. Gleichzeitig ist fachlich bekannt, dass Diagnostik bei stark angepassten, maskierenden Kindern besonders schwierig ist.

Diese Kinder kompensieren. Sie funktionieren oft nur für begrenzte Zeit.

Es entsteht ein paradoxer Zustand: Unterstützung wird erst gewährt, wenn eine Diagnose vorliegt. Eine Diagnose bleibt aus, weil das Kind sich zu gut anpasst. Die Anpassung wiederum wird als Beleg gegen einen Unterstützungsbedarf gewertet.

Hilfe greift erst, wenn Überforderung nicht mehr kompensiert werden kann. Nicht, weil der Bedarf neu ist, sondern weil er lange unsichtbar blieb.

Hinzu kommt eine weitere strukturelle Blindstelle: Wenn elterliche Wahrnehmung systematisch abgewertet wird, obwohl sie konsistent, fachlich reflektiert und über Zeit stabil ist, ist das kein Schutz vor Fehlentscheidungen, sondern ein Ausschlussmechanismus.

Fachlichkeit ersetzt keine Langzeitbeobachtung. Momentaufnahmen erfassen keine internalisierte Überforderung.

Wenn Lösungen angeboten werden und niemand hinhört.

Was besonders irritiert: Es mangelt nicht an Ideen. Nicht an Fachwissen. Nicht an durchdachten Konzepten. Und es mangelt auch nicht an Menschen, die Lösungen kennen, oft aus eigener beruflicher oder eigener Lebenspraxis.

Und doch passiert etwas Merkwürdiges: Sobald praktikable, umsetzbare Lösungen auf dem Tisch liegen, schaltet das System auf Durchzug.

„Dafür sind wir nicht zuständig.“
„Dafür gibt es keine Regel.“
„Das muss von oben entschieden werden.“

Die Frage ist nur: Wer geht eigentlich nach oben, wenn niemand zuhört?

Lösungen existieren. Fachwissen existiert. Konzepte existieren. Was fehlt, ist Entscheidungsmacht dort, wo die Folgen getragen werden.

Während Verantwortung nach oben delegiert wird, bleibt die Last unten.

Symptombehandlung statt Ursachenbehebung

Was wir derzeit erleben, ist keine Inklusion, sondern Symptombehandlung.

Man reagiert auf Zusammenbrüche. Auf Schulverweigerung. Auf Krisen. Nicht aber auf die Ursachen: Überforderung, fehlende Regulation, zu hohe Reizdichte, starre Strukturen.

Erschöpfung ist dabei kein Nebeneffekt, sie stabilisiert das System. Denn müde Kinder funktionieren länger still. Erschöpfte Eltern kämpfen weniger.

Und Widerstand wird leiser, je länger er ignoriert wird.

Inklusion als Anpassungsleistung

In der Praxis bedeutet Inklusion häufig: Du darfst bleiben, wenn du dich anpasst.

Wer das schafft, gilt als integriert. Wer daran zerbricht, als Problem.

Inklusion scheitert nicht an den Kindern. Sie scheitert an ihrem eigenen Anspruch.

Inklusion braucht Mut, nicht nur Regeln.

Regeln sind notwendig. Aber Regeln sind kein Naturgesetz. Sie wurden gemacht und sie können weiterentwickelt werden.

Ein inklusives System erkennt an, dass Gleichbehandlung dort ungerecht wird, wo Ausgangsbedingungen unterschiedlich sind.

Die entscheidende Frage müsste lauten: Was kostet es dieses Kind, hier zu sein?

Solange diese Frage nicht gestellt wird, wird Inklusion an der Oberfläche verhandelt und im Kern verfehlt.

Nicht Neurodivergenz ist das Problem. Nicht Eltern, die ihre Stimme erheben.

Das Problem ist ein System, das nur ein Tempo kennt und Anpassung mit Teilhabe verwechselt.